

SDIEGE

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Nach einer Weile kam ihm die Vernunft zurück. „Ich will Dir das nie vergessen, Angelina Lombardi,“ sagte Moses. Er hielt jetzt ihre Hand und preßte sie.

Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände, als ob sie noch ein Kind wäre, und küßte sie auf die Stirne. Darauf erklärte er ihr, was er tun wolle. „Es ist Frühjahr! Der Sommer ist lang. Bis der Schnee in die Berge kommt, kann ich mich da oben verbergen. Ich bin nicht einzögl. auf allen Stöcken gewesen, kenne jeden Schritt. Zuweilen sehe ich nach der Mutter. Was später wird, will ich überdenken.“

Sie wollte abermals widersprechen und ihn bewegen, außer Landes zu fliehen. Da sah er sie groß an. „Heute gehe ich erst recht nicht!“

Sie verstand, daß er das ihrerthalben meinte.

Die Mutter kam jetzt zurück. Sie trug schwer. Der Schmerz zuckte ihr im Gesicht.

Er erklärte auch ihr, was er zweiten Angelina gesagt hatte. Sie widersprach nicht. Der Kopf hing ihr auf die Brust und sie stöhnte. „Wie soll das nun ausgehen?“

„Sie sollen mir nicht nahe kommen,“ drohte er. Er glühte wieder von dem Mut, in den hinein sie ihn getrieben hatten.

Die Mutter lebte sich an die Häusmauer und schluchzte, daß Angelina meinte, sie würde zusammen sinken. Schritte wurden von der Straße hörbar.

Den Tränen stockte der Atem. Julia verwandt die Tränen. Moses' Hand berührte flüchtig zum Abschied die Schulter erst der einen, dann der andern. Dann verschwand er im Dunkel. Sie hörten seinen Tritt nicht, so vorsichtig und verstohlen ging er. Auch sie hielten sich totenstill, an die Mauer gelehnt. Angelina fasste Julias Arm und fühlte, wie sie bebt.

Die Schritte, die sie auf der Straße gehört hatten, kamen aber nicht am Hause vorüber, der Nahende mußte nach der Säge abgebogen sein. Angelina meinte zu wissen, daß es Joseph war. Ihre Stirn zog sich zusammen.

Sie hatte keine Liebe mehr für den Bruder in ihrem Herzen und hatte ihn doch so geliebt. Auch die Mutter! — Die — Mutter! Es war ihr alles so fern gerückt, was ihr sonst nahegestanden! Sie erschrak vor sich selbst, aber nur einen Augenblick. So anders war sie geworden.

Die Jagd nach Moses schwanden, dem Mörder, hatte begonnen. Es war eine Heißjagd, wie sie hinter dem Wilde geht, über Stock und Stein klaffend, roh und gierig. Sie von

oben unterm Buz Blas verlor sich in Veröll. Sie fanden nicht heraus, ob sie wirklich von dem Gesuchten herrührte.

„Wir müssen ihn fangen,“ schwirr Joseph Lombardi, „der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht auskundschafe.“

Kein Mensch konnte ihm die Tafkast ab sprechen. So sehr er zum Präahlen neigte, er hatte Eigenschaften, die andern Achtung ab nötigten, die zähe Ausdauer, den scharzen Verstand und den Willen zur Arbeit. Er vernachlässigte einen augenblick sein Geschäft und seine Amtspflichten, und doch plante er unablässig neue Listen, wie er den Verbrechers habhaft werden. Einige behaupteten, Moses schwanden sei über alle Berge. Sie brauchte doch die Eisenbahn nicht zum Fortkommen. Joseph wurde zornig, wenn er das hörte. Er wußte es besser. Er sah die Fröhlichkeit der Schwandin, und wenn je in seinem Herzen sich ein wärmeres Gefühl für Moses regte, so geschah es, wenn er sich der ihm wohl bekannten rührten den Liebe erinnerte, mit der seit vielen Jahren Mutter und Sohn auseinander hingen. Moses ging nicht von der Mutter fort! Weil er aber wußte, daß er versuchen würde, die Mutter aufzusuchen, tat Joseph, was er anfänglich versäumt hatte, bewachte scharf das Schwanden haus. Aber auch über seine Schwester wachte Joseph; denn

er mißtraute ihr und sie tat nichts, um ihm sein Mißtrauen zu nehmen.

Eine dumpfe, schwere Stimmung herrschte in der ehemals friedlichen Säge.

Angelinas Gesicht wurde schmal und blaß und ernsthaft. Sie verlor die Fröhlichkeit und die Sanftmut, selbst das ruhige Ebenmaß geräuschloser Gebärde, ihre Füße waren jetzt verschlossen und ihre Bewegungen rascher, leidenschaftlicher, als die eines Menschen, der jeden Augenblick bereit ist, mit verzweifelter Entschlossenheit eine drohende Gefahr zu bestehen. Bruder und Schwester gingen ohne Gruß aneinander vorüber, sprachen kein Wort mehr miteinander. Die Mahlzeiten, welche die Fa-



Koparbereitung.

Mariels waren die heiße Mente. Während der Körbler und Seher Jost Muheim auf dem Friedhof sich ausschwieg, eine Kunst übend, die er im Leben nie gelernt hatte, zogen die von Mariels mit lautem Geschrei in die Berge, Moses zu suchen. Drei Tage hintereinander waren sie aus, einmal hier, einmal dort, durch Wälder hinauf bis an die Gletscher, über alle Alpen und die Steinwüsten des wildesten Gebirges. Hundemüde kamen sie zurück. Eine Schar glaubte seine Spur gefunden zu haben. Joseph Lombardi war bei dieser. Er ruhte nicht, bis die Spur weiter verfolgt wurde. Sein lauter Geier steckte die andern an. Sie folgten ihm willig. Aber die Spur im Schnee hoch

struppig ans, während er an seinem unteren Teil, wo die Blattstielstumpen abgefallen sind, ganz glatt erscheint. Manche Palmen sind bis in ihr hohes Alter hinein von unten auf mit solchen Blattstielstumpen behaftet, wodurch ein Erklettern der Bäume leicht möglich wird. Einen verzweigten Stamm findet man nur bei ganz vereinzelten Palmenarten.

Bei der Oelpalme ist nur der obere Teil mit derartigen Stumpen noch besetzt. Die Wedel dieser Palme werden bis 5 Meter lang. Die Fruchtstände erreichen eine Länge von etwas über einen halben Meter, sie tragen etwa 700 bis 800 Früchte. Die Früchte selbst gleichen Pfirsichen von etwa 2½ Zentimeter Länge, sie sitzen dicht gedrängt an ihrem Stand. So erscheint der ganze Fruchtstand wie ein riesiger Ananas von orange- bis zinnoberroter Farbe. Die reiche Zahl der Früchte lässt sich erst dann einzeln ablösen, wenn man die obersten weg schneidet. Durch eine dünne äußere Haut hindurch erkennt man das ölige Fruchtfleisch, in welchem der harte Stein sitzt, welcher etwa den vierten Teil vom ganzen Volumen der Frucht einnimmt. Das Fruchtfleisch und der harte Stein dienen zur Gewinnung des Palmöls. Die eigentliche Heimat der Oelpalme befindet sich am Busen von Guinea (Westafrika).

Die Kokospalme (*Cocos nucifera*) ist jetzt über die ganze heiße Zone an den Meeresküsten verbreitet. Sie ist wohl die wichtigste aller Palmen; jedenfalls kommt ihr im Haushalt der Naturvölker eine Bedeutung zu, an die keine andere Pflanze auch nur entfernt heranziehen vermag. Es gibt etwa 30 Arten von Kokos, als deren eigentliche Heimat das tropische und subtropische Amerika anzusehen ist. Doch ist die Heimatsfrage strittig. Melttere Botaniker halten die Kokospalme für asiatischen Ursprungs, andere suchen die Heimat in Amerika. Diese Ansicht wird einmal dadurch unterstützt, dass alle Gattungen der Unterfamilie *Coccoeae* in Amerika heimisch und auf diesen Erdteil beschränkt sind, weiter ist laut Bezeugnissen spanischer Chronisten und Eroberer die Kokospalme schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Zentralamerika und an manchen Stellen Südamerikas weit verbreitet gewesen. Auch wird der Name auf spanischen Ursprung (*cocca* für Kernnuss) zurückgeführt. Als ihre engere Heimat wird das Andengebirge Kolumbiens genannt. Von hier aus soll die Pflanze in vorgeschichtlicher Zeit nach Polynesien und den Malaiischen Inseln gekommen sein.

Ganz allgemein bekannt sind von dieser Palme die Früchte, die als Kokosnüsse auf den Fahrmarkten die Herzen der Jugend erfreuen. Die Pflanze selbst ist wenig bekannt. Unter den Handelspalmen wird sie nicht gezogen; man sieht sie nur selten in botanischen und großen Privatgärten. Was uns die Gärtner als Kokospalme anbieten, ist eine Verwandte, *Cocos Weddelliana*, eine nicht nur äußerst zierliche, sondern auch recht widerstandsfähige Zimmerpflanze, die Liebhabern nicht oft genug empfohlen werden kann.

Die echte Kokospalme bildet einen schlanken, meist vom Winde leicht gebogenen Stamm bis 30 Meter Höhe. Die Blätter werden 5 bis 6 Meter lang. Jede Pflanze trägt davon etwa 12 bis 15 Stück aus deren Achseln heraus sich der Blütenstand entwickelt, der bis 1 Meter lang wird. Vom achten Lebensjahr an trägt die Pflanze; sie bringt nun Jahr um Jahr bis zum Alter von 90 bis 100 Jahren ihre Früchte in stattlicher Zahl hervor. Mit dem 60. Lebensjahr hat die Palme den Höhepunkt der Samenerzeugung erreicht. Von einem guten Baume erwartet man bis zu 60 Früchte im Jahre. Diese Früchte bedürfen ungefähr ein volles Jahr zur Reifung; da die Blütenstände zu keiner bestimmten Jahreszeit erscheinen, so kann fast ununterbrochen geerntet werden.

Zum guten Gedeihen beansprucht die Kokospalme salzige Luft und darum ist sie auch nur in den Küstendistricten zu üppiger Entfaltung heranzuzüchten. Sie bildet hier lockere Haine oder steht vereinzelt in anderen Waldungen. Die Kokospalme hat in ihrer faserigen Fruchthülle ein ganz vorzügliches Verbreitungsmittel. Aus Meer fallende Früchte lassen sich schwimmend von der Strömung forttragen; lange Zeit vermag die Kokosnuss hier ihre Keimkraft zu bewahren, da das Meerwasser durch die faserige Hülle und die harte Schale von dem Samenkorn ferngehalten wird. Wandet auf diese Art eine Frucht an irgend einer Küste, wo sie liegen bleibt, so kommt es hier bald zur Keimung. Die dreikantige Gestalt kommt der Frucht bei der Wasserreise sehr zu statten. Eine Kante taucht ins Wasser und bildet den Stiel, während der Wind auf die obere flache Seite treibend wirkt. Die keimende Nuss schlägt sich gegen das Seewasser dadurch, dass Steintrieb und Wurzel, sobald sie aus der Nutzhülle hervortreten, durch die Masse der Fasern am entgegengesetzten Ende der Frucht wachsen; dieses Ende wird nun schwerer und sinkt etwas ins Wasser. Dadurch ist der Keimling weniger den wärmenden Sonnenstrahlen und mehr der Kühle des Wassers ausgesetzt, was sein Wachstum hemmt. Würde der Trieb sofort aus der Frucht hervorbrechen, so würde er im Meerwasser schnell verderben. Die meisten Inseln, auf denen heute die Kokospalme angetroffen wird, sind durch angetriebene Früchte der Pflanze in Besitz genommen worden.

Die Kokospalme ist in allen ihren Teilen für den Menschen nutzbar zu machen. Nach einer Volksage der Hindus ist sie zu 99 Dingen gut. Das ist eher zu wenig als zu viel behauptet. Das in der Jugend schwammige Holz wird im Alter von etwa 40 Jahren äußerst hart und liefert dann gutes Bauholz, das auch für Drechslerzwecke nach Europa ausgeführt wird. Mit den Blättern decken die Einwohneren ihre aus den Stämmen errichteten Hütten; Matten und Bekleidungsgegenstände werden aus den Blättern geslochten. Die vertrockneten Blätter und die Blütencheiden geben Fäden ab, sie dienen auch als Besen. Die jungen Blattprossen lassen sich als Palmkohl zu einem beliebten Gericht bereiten. Aus dem Saft der jungen Sprosse wird der Palmwein oder Doddy gewonnen, auch andere Getränke werden aus diesem Saft wie auch aus der „Milch“ der Früchte hergestellt. Der „ostindische Sirup“ ist ein solches Produkt. Auch eine Art Zucker verdankt diesem Saft seinen Ursprung. Und wozu nicht die Frucht überall gut ist! Die Schale wird zu den verschiedenartigsten Gebrauchsgegenständen verarbeitet. Durch Verbrennen der Hülle wird eine vorzügliche Holzkohle gewonnen, die zur Bereitung von Zahnpulver, Kienruß und anderem dient. Die unter dieser Schale sitzende faserige Hülle wird in Wasser aufgeweicht, geklopft und gehobelt; dadurch gewinnt man das Rohmaterial für allerlei Tauzeug, für Matratzen, Teppiche, Matten, Kissenfüllungen und dergleichen. Die Kokosmatten sind allgemein bekannt. Bürsten, Pinsel, Scheuerlappen und Ähnliches mehr wird aus den Fasern fabriziert. Ein ähnliches Faserwerk liefern die Blattrippen, aus welchem Stricke von größter Konsistenz, Fischreulen und anderes mehr hergestellt werden; manches von diesem Flechtwerk wird zu starken Säcken verarbeitet. Am Grunde der Blattstiele sitzt eine Art Gewebe dem Stämme auf, das in möglichst großen Stücken abgenommen wird und nun als Siebmätsche Verwendung, bei der Oelfabrikation, beim Herstellen des Weines usw. findet. Auch wird dieses Gewebe auf allerlei Tauwerk verarbeitet. Den größten Wert haben aber die Früchte selbst. Aus den noch nicht ausgereiften Früchten wird die Kokosmilch als ein beliebtes erfrischendes Getränk entnommen. Aus dieser Milch entsteht mit der Reife eine feste Substanz,

der Palmkerne, der den Eingeborenen wieder als Nahrungsmittel dient. Dieser Kern ist auch der eigentliche Lieferant des Kokosöls.

Von wesentlich geringerer Bedeutung für die Oelgewinnung als die beiden genannten Palmen sind einige andere Palmen. Die *Macuja palm* (*Aerocarpia*) ist in Süd- und Mittelamerika sowie auf den Antillen zu Hause. Aus den genießbaren Früchten wird durch Mahlen und Pressen ein Oel gewonnen, das als Macujabutter in den Handel kommt. Dieses Produkt ist dem Palmöl ziemlich gleichwertig. Die *Attaluspalm* (*Attalea cohune*) in Honduras, 12 Meter hoch werdend, liefert in ihren Nutzkerne ein dem Kokosöl ziemlich nahestehendes Oel. Im Stromgebiet des Orinoco und Amazonas ist die *Mostpalm* (*Oenocarpus*) mit acht Arten vertreten. Sie liefert ein vielfach verwendbares, auch dem Genusse dienendes Oel. Ihren Namen verdankt diese Palme dem Umstand, dass sich aus ihrem Fruchtfleisch ein mostartiges Getränk herstellen lässt. Die *Sternnusspalm* (*Astrocaryum vulgare*), eine in Guinea heimische Palmenart, liefert das *Anara*- oder *Alquarao* aus ihren Samen. Diese Palme und auch ihr Produkt hat vieles mit der eigentlichen Oelpalme gemein. Das von dieser Palme in ziemlicher Menge eingeschaffte Oel dient vorzugsweise zur Seifenfabrikation. Die *Zugatipalm* (*Raphia taedigera*) am unteren Amazonas und in Para, ferner *Guilielma speciosa* in Guyana und Neugranada, *Alfonso oleifera* und *Cocos butyracea*, beide in Brasilien, kommen gleichfalls für die Oelgewinnung in Betracht.

Weniger der Oelgewinnung denn der Wachsgewinnung dienen zwei Palmen, die hier noch genannt sein mögen. Die *Andenpalm*, auch Wachspalme genannt (*Ceroxylon andicola*), ist heimisch in Columbia, Ecuador und Neugranada, wo sie die Anden in einer Höhe von 2000 bis 3000 Meter bedeckt. Diese Palme wird bis 70 Meter hoch. Ihr Stamm schwächt in halber Höhe an, verzweigt sich aber wieder nach oben. Die auf der Unterseite silberweißen, sonst dunkelgrünen Blätter erreichen bis 8 Meter Länge. Von den gefällten Stämmen dieser Palme wird durch Abschaben ein Wachs gewonnen, das, als Talg geschmolzen, für die Kerzenfabrikation von Wert ist. Bei der *Sarapauapalm* (*Copernicia cerifera*) bildet sich eine Wachsschicht auf den jungen Blättern. Das abgeschabte Wachspulver wird zu einem Brei zusammengeküsst, oder man taucht die Blätter in siedendes Wasser und schöpft das sich nun loslösende Wachs heraus. Dieses wird als Karnauba-Wachs in den Handel gebracht; es dient gleichfalls zur Kerzenfabrikation, zur Herstellung von Firniissen usw.

Um eine Darstellung der Palmölgewinnung zu geben, genügt die Schilderung des Versfahrens bei der Erzeugung des Palmöls aus der Oelpalme und des Kokosöls aus der Kokospalme; die Gewinnung des Oles aus den anderen genannten Palmen weicht von den zu beschreibenden Verfahren nur unbedeutend ab.

Das Palmöl wird, wie bereits angedeutet, zur Hauptfache in Westafrika hergestellt. Hier wächst die Palme nicht nur wild, sondern sie wird auch angepflanzt. Dieser Anbau wird verschieden gehandhabt, manchmal werden die Bäume unregelmäßig verteilt angepflanzt, wozu meistens der Samen einfach ausgestreut wird, die Pflanzen bleiben dann sich selbst überlassen; oder die Palmen werden regelmäßig in einem Abstand von 5 bis 6 Meter gepflanzt, wobei Sämlinge aus dichten Beständen verwendet werden. Solche Anlagen werden sorgfältig rein gehalten, damit keine anderen Pflanzen sich ansiedeln. Manchmal werden in diesen Anlagen, solange sie noch nicht ertragliefernd sind, Zwischenkulturen betrieben, es werden Mais,

Wohnen, Erbfolle oder Stabs-
jaaten angepflanzt. An vielen
Plantageen beträgt der Abstand
der Pflanzen untereinander nur
3 bis 4 Meter, dabei tragen
diese Pflanzen aber sehr wenig.

Die Wölfe werden vom Boden aufgeleitet und dann in irgendein Gefäß zerstampft. Leder es werden Lehmgruben mit Ziegeln ausgeplättet, wobei die Angen wieder mit Lehm verklebt werden; dann erfolgt das Stampfen der Früchte in diesen Gruben mittels großer Holzstöcke. Bei dem Stampfen wird Wasser zugegeben. Das aus Haut und Fleisch der Frucht ausgestampfte Öl sammelt sich auf dem Wasser an und wird einfach abgeschöpft. Das Öl wird sodann nach besonderen Sammelpläßen gebracht, wo es auf Fässer gefüllt wird; so ist das Öl versandfertig. Diese Art Ölgewinnung ist äußerst Früchte werden nicht vollständig dem geht beim Stampfen in den deren Undichtigkeit manches

das Del verarbeitet. Diese Art Delgewinnung ist äußerst primitiv. Die Früchte werden nicht vollständig ausgemischt, sondern geht beim Stampfen in den Gruben wegen deren Unmöglichkeit manches Del verloren.



Kopradarre



Das Verschiffen der Palmkerne.

Darum werden die Kerne der Früchte, die Palmferne, nach Europa gebracht, wo unter Buhilfennahme maschineller Einrichtungen eine intensivere Missbeutung erfolgt. Die Palmferne werden zumeist in Säcken eingepackt und so verfrachtet.

Wie die Celpalme, so wird auch die Stofospalme seit einer Reihe von Jahren künstlich angepflanzt. In Abständen von 8 bis 10 Metern wird auf dem für den Plantagenbau ausserjedem Boden ein entsprechend großer Teil des Erdreichs gut durchgearbeitet und gedüngt; dann werden die Samen ausgelegt. So sind im Laufe der Zeit viele bald mehr bald minder umfangreiche Plantagen entstanden. Das heile Kel wird zwar aus absolut reifen, abgefallenen Früchten gewonnen; vielfach werden die Früchte jedoch auch vom Baum heruntergeholt, wobei die Eingeborenen eine äußerst große Geschicklichkeit im Ersteigen der oft recht hohen Pflanzen an den Tag legen. Ein Strich ist bei solchem Ersteigen das einzige Hilfsmittel; die Früchte werden



Negerinnen bei der Oelbereitung

welche in primitiver Weise durch Esel betrieben werden. Noch primitiver ist das Stampfen mittels Handkraft in ähnlicher Weise wie bei der Palmölherstellung. Auf Diego Garcia, einer Insel im Indischen Ozean, ist eine Mosasmühle in Betrieb, für die einige hundert Orauliere die Kraft liefern. Bei der zweistündigen Arbeit an der Mühle spannt man die Esel, deren Augen verbunden werden, zu 4 oder 6 vor den mit Morastenblöcken beschwerten Antriebsbalken der Mühle. Das aus den zerquetschten Rüßen austretende Öl wird in Fässern gesammelt, filtriert und sodann bis zum Export in eisernen Behältern aufbewahrt.

Palmöl beginn. Palmferne und Sopra sind neben dem Kautschuk und einzigen Exportartikel der deutschen Kolonien von einiger Bedeutung. Von beiden Artikeln wurden im Jahre 1907 aus unseren Kolonien für je rund $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark ausgeführt. Die Gewinnung der Palmferne und des Palmöls bleibt hier auf Kamerun und Togo beschränkt. An der Ausfuhr der Sopra haben Anteil: Ostafrika, Togo, Bismarck-Archipel, Karolinen, Marianneinseln und Samoa.

Wie entstehen die Versteinerungen?

Von M. H. Baede.

Die Römer und die Griechen haben
die Kunst der Schrift nicht verloren,
und wir können daher auf diese Quellen
zur Geschichte des Altertums zurückgreifen;
womöglich verlorengegangene Schriften
können sich aus diesem Grunde wünschenswert
in, auch wenn sie nicht als Quellen der Erd-
geschichte an sich schon von so großer Bedeutung
wären.

Die uns heute so geläufige Erklärung der Versteinernungen hat ziemlich spät erst Eingang in der Wissenschaft gefunden. Man hielt früher die versteinerten Körper für verunglückte Versuche der Natur, aus in den Schoß der Erde getrennten Samen Tiere und Pflanzen hervorgehen zu lassen, die es nicht weiter als bis zur äußeren Gestalt gebracht hätten. Man hielt

sie auch wohl für die nachlässigen Werke eines unmächtigen Geistes. Kitz, man hat sich lange Zeit eifrig bemüht, etwas nicht zu verstehen, von dem man heute nicht begreifen kann, wie es auch nur einen Tag missverstanden werden könnte.

Die Versteinerungen sind in erdige, steinige oder fühlige Masse umgewandelte Tiere und Pflanzen oder in solchen, ehemals weich und bildsam gewesenen Massen hinterbliebene Abdrücke oder Abgüsse von solchen oder wenigstens von Teilen und Gliedmaßen derselben. Die Versteinerungen sind aber nicht nur ihrem Wesen nach von mannigfaltiger Art, sie sind ebenso verschieden in der Art ihrer Entstehung. Wenn wir nach dem Sinne von Verkünderung oder Verweichlung das Wort Versteinerung auffassen, so sind bei weitem nicht alle Versteinerungen in



Oelpalmen (darunter Kakaofeldbeete).

diesem Sinne als solche anzusehen; denn diesem Sinne nach wären es nur diejenigen, welche die ursprüngliche organische Masse der versteinerten Wesen mit einer Steinmasse vertauscht und dabei nicht bloß ihre äußere Gestalt, sondern auch die Formverhältnisse ihres Innern erhalten hätten. Dies ist aber keineswegs immer der Fall. Ein Blattabdruck (Fig. 1) kann uns ein sehr vollständiges Bild von dem lebendig gewesenen Blatte geben, ohne daß etwas von der Masse weder im versteinerten noch im verkohlten Zustande übrig geblieben zu sein braucht. Dasselbe ist es mit einem Abguß eines Schneckenhauses oder eines Stammstückes. Es liegt auf der Hand, daß Abdruck und Abguß sich verhalten, wie das Siegel zum Petschaft und wie der Gipsabguß zu einer maroden Marmortafel.

Wir müssen nun eine Versteinerung in einem weiteren Sinn in Betracht nehmen. Dieser Sinn ist eine Versteinigung und besteht darin, daß ein versteinertes Holz, von welchem wir mit dem Mikroskop auch im kleinsten Splitterchen das Zellgewebe noch ganz deutlich erkennen können.



Eingeborene sammeln die Früchte der Oelpalme.

Zum weiteren Sinne nennt man auch einen Blattabdruck wie Figur 1 eine Versteinerung.

Diesen Nebelstand einer zugleich eignlichen und uneignlichen Anwendung des Wortes hat der wissenschaftliche Ausdruck „Fossil“ nicht.

Dieser hat aber einen anderen, noch viel größeren Nebelstand, nämlich den viel zu großer Weite. Fossil heißt das Gegrabene; man muß also zu dem Worte hinzudenken: aus der Erdeinde hervorgegraben, veränderte Leben versteinerte): ehemals lebend gewesene Tiere und Pflanzen oder deren Spuren (Abdrücke, Abgüsse).

Vor einigen Jahrzehnten hat ein Erdgeschichtsforscher nach dem in Wörtern wie Vorzeit, Vorfahre usw. gegebenen Beispiele das deutsche Wort Vorwesen für Versteinерungen vorgeschlagen und hat damit das Wort

Vorwesenkunde für Versteinierungskunde und für das griechische Wort Paläontologie gebildet. Letzteres stimmt mit Vorwesenkunde ganz überein, denn Paläonta heißt Ur- oder Vorwesen. Leider hat dieser Vorschlag keine günstige Aufnahme bei den Fachgelehrten gefunden.

Abgesehen davon, daß namentlich die ältesten Schichten versteinerte Überreste von Tieren und Pflanzen enthalten, welche in der Gegenwart ihresgleichen nicht mehr haben und also dem dentenden Scharfsinn Rätsel aufgeben, so sind auch die Versteinierungen oft bloße Bruchstücke und daher vielfach sehr schwer zu deuten. Es ist also die Versteinierungskunde nicht bloß in ihrem Wesen, sondern auch in der Schwierigkeit ihrer Aufgabe der Altägyptenkunde zu vergleichen, welche fast ebenso schwierig nicht ist.

Was ist nun die eigentliche Versteinierung dem Tier- oder Pflanzenreiche angehört, ja ob ein für eine Versteinierung im weiteren Sinne gehaltener Körper wirklich eine solche und nicht vielmehr eine zufällige Gestaltung eines Steins sei. So, wir werden am Schlusse unserer Betrachtung lernen, daß moos- oder flechten- und tangartige Gebilde, die der Unkundige unbedenklich für

Pflanzenversteinierungen hält, trotz der täuschenden Ähnlichkeit dennoch nicht das mindeste mit der Pflanzennatur zu schaffen haben. Unter den un-eigentlichen Versteinierungen kommt der Abdruck am häufigsten vor. Nicht selten findet man in den härtesten Gesteinsmassen zarte Pflanzenblätter mit der vollkommensten Schärfe ihres Geäders abgedrückt. Solche sind alsdann zugleich ein Mittel, über die Bildungsweise dieser Gesteine sich ein Urteil zu bilden. In ein feuersteinhartes Gestein kann natürlich ein Pflanzenblatt sich nicht abdrücken; es muß dazu in einem weichen ton- oder schlammartigen Zustand ge-

wesen, und erst nachdem in diesem der Abdruck erfolgt war, muß die Masse zum harten Stein geworden sein.

Der abgedruckte Körper ist entweder in der Gesteinsmasse noch vorhanden oder er ist es nicht mehr. Im ersten Falle ist er entweder, was aber nur selten vorkommt, als wirkliche Versteinerung in dem vorher bezeichneten Sinne vorhanden oder als Abguß. Im letzteren Falle, wo also der Abdruck einen leeren Raum umschließt, ist es zwecklos schwer zu erklären, wo er, der abgedruckte oder abgeformte Körper, hin-



Füllen der Palmöltäfer.

gefunden sei. Folgender Versuch muß uns die Sache veranschaulichen. Wenn wir über dürres Laub einen dünnen Gipsbräun gießen, so daß dieser in alle Zwischenräume des Blätterhauses eindringt, so wird das Ganze bald zu einem Gipsblock erstarrten, in welchem die Blätter unerkannt liegen. Wer kann nun



Kokospalmen - Fruchtstand.

stichen die Blätterabdrücke und neben jedem das dazugehörige Blatt finden. Hätten wir den Gipsblock mehr oder weniger stark gebrannt, so würden wir anstatt der Blätter nur deren Stiele oder gar nur die Aschenbestandteile finden. Wie würden wir aber erstaunen, wenn wir von den Blättern gar nichts fänden, als eben die Abdrücke ihrer beiden Seiten. Dies ist nun z. B. im Braunkohlensandstein, aus welchem der in Fig. 1 abgebildete Blattabdruck stammt, der Fall. Man findet in diesem zwischen dem beiderseitigen Blattabdruck einen leeren Raum von der Tiefe des Blattes, dieses selbst ist aber vollkommen verschwunden. Wo ist es hin? Wenn dieses schon rätselhaft ist, so ist der in demselben Braunkohlensandstein zuweilen vorkommende Fall noch weit rätselhafter, daß bloß die Oberhaut der einen Blattseite mit vollkommener Zellenerhaltung vorhanden, alles übrige vom Blatte aber vollständig verschwunden ist.

Ebenso wie wir hier die Pflanzenmasse vollkommen verschwunden sehen, ist dies namentlich auch mit Schnecken- oder Muschelschalen außerordentlich häufig der Fall, was bei der Härte und Festigkeit dieser Gebilde auf den ersten Blick noch rätselhafter erscheint als das Verschwinden der weichen, leicht durch Fäulnis zu beseitigenden Pflanzenmasse. Allein wir wissen, daß Schnecken- und Muschelschalen aus Kalk bestehen, und daß kohlensäurehaltiges Wasser Kalk aufzulösen imstande ist, so daß es sehr nahe liegt, zu vermuten, daß der noch flüssige Steinbrei kohlensäurehaltig gewesen sei, wodurch die Auflösung und gänzliche Beseitigung der Schalen bewirkt wurde, so daß wir eben nun bloß noch den leeren Raum und an dessen Wandung den Abdruck der verschwundenen Schalen finden. Der hierbei gewonnene aufgelöste Kalk blieb aber nicht in Lösung, sondern wurde wieder fest, nachdem der umhüllende Steinbrei einen Teil seiner Kohlensäure verloren hat und zwar scheint diese Füllung des Raumes in der nächsten Umgebung des aufgelösten Gehäuses stattgefunden zu haben, denn man findet gewöhnlich das Gestein, wo es einen Hohlräum, das ist der Raum, welchen das verschwundene Gehäuse einnahm, zunächst umschließt, härter und bedeutend körniger als in einiger Entfernung davon.

Die Abdrücke geben dem Scharfsblick des Forschers oft neidische Rätsel auf, namentlich wenn ihm nur ein Bruchstück eines Abdruckes vorliegt, wie Fig. 2 ein solches darstellt. Die Gesteinsmasse desselben ist ein grobkörniges, sehr eisenhaltiges Gestein, und dennoch sehen wir in glatten Flächen den Abdruck eines Teiles eines organischen Körpers. Dieser war ein Ammonshorn, das widderhornähnlich gewundene Gehäuse eines Weichtieres aus der Ordnung der Kopffüßler. Es ist das eine Tiergruppe, von welcher nur noch sehr wenige lebende Arten auf unsere Zeiten gekommen sind, während in der Vorzeit Tausende von Arten in zahlloser Menge in den Urmeeren gelebt haben.

Wenn schon der Abdruck uns manches Rätselhafte in seiner Erscheinung darbot, so ist dies noch mehr mit dem Abguss der Fall. Wie z. B. ein Schneckengehäuse aus der anfangs weichen, nach und nach aber zu festem Fels erhaltenen Steinmasse verschwinden konnte, so daß bloß dessen Raum und an den Wandungen des selben der Abdruck des Gehäuses zurückblieb, das haben wir eben gesehen und begriffen. Weniger erklärlich ist es jedoch, wie nun der Raum von derselben Steinmasse, wie die umhüllende ist, erfüllt sein kann, so daß diese Ausfüllung einen vollständigen Abguss des verschwundenen Gehäuses bildet. Beim Zerschlagen von Gesteinen findet man häufig solche Abgüsse, die sich oft leicht herauslösen, wobei man den Raum, aus dem sich ein solcher Abguss löste, als einen Abdruck findet, so daß letzterer gewissermaßen die Gieß-

form für den Abguss gewesen ist. Ist das Gestein, sowohl die Umhüllung wie der Abguss, dichter Kalk oder ein anderer in kohlensäurereichem Wasser leicht löslicher Mineralstoff, wie es ja meist der Fall ist, so ist es nicht schwer erklärlich, wie sich der Abguss bildete. Von der umhüllenden Steinmasse aus wurde nämlich der eingeschlossene Tierkörper langsam von der Steinlösung durchdrungen, und indem die Masse



Fig. 1. Blattabdruck aus dem Braunkohlensandstein.
2. Bruchstück eines Abdrucks vom Ammonshorn.
3. Steinern einer Muschel.
4. Steinern eines Schneckengehäuses.
5. Neuhäuseform der sogenannten gemischt.
6. Wendeltreppe (Turbo clathrus).
7. Steinisch hergestellter Steinern derselben.

jenes verdrängt wurde, wurde sie nach und nach durch die gleiche wie die umhüllende Steinmasse ersetzt.

Es kommen aber zuweilen auch Fälle vor, wo dies nicht so leicht zu erklären ist. Dies sind diejenigen, wo die Gesteinsmasse Sandstein oder ein ähnliches feines Gemenge ist, welches, als es weich war, sich nicht in chemischer Lösung, sondern in schlammartiger Mengung befand. Der härteste und feinkörnigste Sandstein ist ursprünglich einmal der sandige Bodensatz eines Meeres oder Sees gewesen. In diesem mußten nun nach und nach eine Menge leerer Gehäuse verstorbener Weichtiere begraben werden. Wie nun gleichen Schritten mit der Erhärtung des feuchtigkeitsgetränkten Sandes diese Gehäuse aufgelöst wurden, so daß bloß die von ihnen eingenommenen Räume leer zurückblieben, haben wir bei dem Abdruck erfahren. Wie aber nachher in diesen röhrlössernen hohlen Raum Sandmasse eindringen konnte, ist nicht immer so leicht zu erklären, namentlich wenn der eingeschlossene Körper keinen Zugang in sein Inneres hatte, durch welchen die umhüllende Sandmasse eindringen könnte.

Der Abguss ist in den allermeisten Fällen keine echte Versteinerung in dem oben erläuterten Sinne, ebenso wenig wie ein über einem Leichenkopf genommener Gipsabguss ein in Gips verwandelter Menschenkopf ist. Beide sind eben nur Abformungen.

Sehr oft aber kommt zwischen einer solchen Abformung und einer solchen, wo der versteinerte Körper eine wirkliche Versteinerung mit Erhaltung des inneren Baues dieses ist, eine Mittelstufe vor. Dies ist namentlich bei den Versteinerungen der Fall, die man in der weichen Kreide so oft findet. In dieser finden sich namentlich häufig die keulenförmigen Stacheln von Seeigeln. Diese Stacheln sind nicht ebenfalls Kreide wie die umhüllende Masse, sondern kristallini-

scher Kalk, während die Kreide bekanntlich gestaltloser, erdiger, leicht zerreiblicher Kalk ist. Berbricht man einen solchen Seigelstachel, der äußerlich die oft zierlich punktierte und mit reihenweise stehenden Körnchen besetzte Oberfläche noch ganz unversehrt zeigt, so findet man sein Inneres aus spiegelndem, glasähnlichem Kalkspat gebildet. Hier scheint also der Stachel bei der Verdrängung seiner Masse dahin gewirkt zu haben, daß der verdrängte Kalk kristallinisches Gefüge annimmen mußte. Vielleicht kann man aber auch annehmen, daß der Kalk, aus welchem schon am lebendigen Seigel der Stachel bestand, es selbst war, welcher sich in kristallinischem Gestalt umsetzte, während der umhüllende Kalkschlaum sich zu der gestaltlosen Kreide verdichtete.

Eine ganz besondere Art von ungewöhnlichen Versteinerungen sind die Steinkerne. So nennt man nämlich die Ausgüsse hohler Räume, welche die tierischen oder pflanzlichen Körper hatten.

Wenn wir ein leeres Schneckenhaus in eine flüssige Steinmasse legen, so wird dasselbe nicht bloß äußerlich davon umgeben, sondern es dringt die Masse durch die Mündung auch in das Innere des Gehäuses ein. Dasselbe ist es mit einer Muschel, deren beide Schalen durch das Schloßband noch zusammenhängen, am Rande ringsherum jedoch etwas losen, so daß der weiche Steinbrei in den inneren Raum ein dringen kann. Diese Ausfüllungsmasse muß aber, ehe sie eindringen kann, vorher die Lüft aus dem Hohlräum austreiben, welche sich bekanntlich mit einer gewissen Kraft diesem Eindringen widersetzt. Leere Schneckenhäuser schwimmen daher oft lange Zeit auf dem Wasser. Einiges Aehnliches kann nun bei allen Körpern stattfinden, welche innere, von außen zugängliche Hohlräume umschließen, z. B. bei hohlen Pflanzenstengeln.

Wenn nun die umhüllende Ausfüllungsmasse, der versteinerte Körper und die Ausfüllungsmasse seiner Hohlräume gleiche Festigkeit haben und an ihren Berührungsflächen innig aneinanderhaften, so bilden sie zusammen ein Ganzes, und solche Versteinerungen werden nur sichtbar, indem wir die Gesteine, in welchen die eingeschlossenen Versteinerungen in diesem festen Zusammenhang eingeschlossen sind, zerschlagen. Dann finden wir nämlich auf den Bruchstücken nur die Umrisse der von dem Bruche mitgetroffenen Versteinerungen.

Häufig aber auch ist das Verhalten ein anderes. Namentlich Schneckenhäuser und Muschelschalen sind oft in der bei dem Abdruck beschriebenen Weise aus den Felsarten verschwunden, nachdem vorher ihr Inneres mit der Steinmasse ausgefüllt worden war. Vorn an der Mündung müssen dann natürlich diese Ausfüllungs- und die umhüllende Steinmasse zusammenhängen. Wir haben hier also die eigenartliche Erscheinung, daß ein Körper — die Ausfüllungsmasse — in einem ihm meist ungefähr gleichgestalteten Raum, nämlich den Abdruck des verschwundenen Naturkörpers, hineinragt und von den Umfassungswänden dieses Raumes durch einen leeren Abstand getrennt ist, welcher früher von der beseitigten Schnecken- oder Muschelschale ausgefüllt wurde. Dieser frei in den hohlen Raum hineinragende Körper ist der Steinernen. Die ihn umgebende Leere ist genau der Raum, den der beseitigte Naturkörper ausfüllte, und die Wandung dieser Leere muß natürlich stets den Abdruck des letzteren zeigen. Nach dieser ausführlichen Beschreibung der Bildung der Steinernen werden wir nun in Fig. 3 und 4 sofort die Steinernen einer Muschel und eines Schneckenhauses erkennen können.

Sofort muß uns an ihnen auffallen, daß sie nur ein sehr unvollständiges Abbild der Muschel und des Schneckenhauses, von welchen

Dämmerstille.

Ein feiner Silberschleier legt
Sich zitternd über Feld und Flur.
Raum daß ein ferner Laut sich regt, —
So einsam still ist die Natur.

Der Weidenbaum am Bachsrand,
Der leis sein Säuselied gesummt,
Ist, von des Schlimmers Macht gebannt,
Mit all dem Vogelsang versummt.

Ein Raunen nur von Zeit zu Zeit,
Dann wieder wird es still, so still,
Wie wenn ein tiefverborg'nes Leid
Sich von der Seele lösen will . . .

Alexander Voigt.

re herrühren, abzugeben vermögen. Es kann dies auch nicht anders sein, wenn wir bedenken, daß namentlich die Seemuscheln und Seescheiden die unterscheidenden Kennzeichen auf ihrer Oberfläche tragen, wir aber in den Steinfern nur den Abguß ihrer Innenseite vor uns haben. Es ist nun sehr oft der Fall, daß zwei im ganzen übereinstimmend gehaltene Seescheiden sich dennoch auf den ersten Blick als zwei verschiedene Arten unterscheiden lassen durch die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, während die Steinferne beider sich wenig oder gar nicht voneinander unterscheiden würden. Fig. 5 und 6 sollen uns zeigen, wie unvollständig in der Regel der Steinfern das Bild seines Originals wiedergibt. Wir sehen in

Fig. 5 ein Gehäuse der an den europäischen Meeren lebenden gemeinen Wendeltreppe, deren Umgänge mit Querrippen besetzt sind, von welchen letzteren, welche das unterscheidende Kennzeichen der Gattung sind, wir an dem füinstlich durch Ausguß mit flüssigem Wachs hergestellten Steinfern (Fig. 6) keine Ahndeutung finden. Ist ein Gehäuse, wie z. B. bei unseren Landschnecken, sehr dünnchalig und seine Oberfläche ganz glatt, so weicht natürlich dieser Steinfern nur wenig von dem Gehäuse selbst ab, und man kann fast bei alleinigem Mangel der Färbung, die freilich den Versteinerungen beinahe immer fehlt, sich nach solchen Steinfern wie nach den Schalen selbst unterrichten. Je dicker
 schalliger aber die Gehäuse gewesen sind, desto

geringer ist der Wert ihrer Steinferne für die Wissenschaft.

Sehr häufig findet man in Gebirgsgegenden, deren Schichten Versteinerungen enthalten, Steinernerne lose herumliegen. Dies wird dadurch sehr leicht erklärt, daß durch die Verwitterung und Verflüchtigung die Felsen zerstören und dadurch die nur lose von ihnen umschlossenen Steinernerne frei wurden und herausfielen. Spätere Wasserschlüten führten diese Steinernerne zuweilen in weit entlegene Gegenden, wo vielleicht gar keine Felsen oder wenigstens nicht solche, die Versteinerungen führen, sind. Stößt der Forscher auf derartig verlagerte Versteinerungen, so sagt er, sie fänden sich an sekundärer Lagerstätte.

Die Beeren waren schuld. . .

Eine Kindheitserinnerung von A. Stroinski.

(Schrift)

Ser Herr schien endlich müde vom Schlagen zu sein. Ermatet ließ er den Kru sinken und ruschte: „So, Schimanski, das war für die Widersehlichkeit gegen Lukaski. Dass Du die Hand gegen meinen Musseher erhoben hast, wird härter bestraft. Sage Dich von der Arbeit -- jetzt!“ Das Pferd wendend und den Hunden pfeifend, die flässend und fortwährend wie rasend an meinem Vater emporgesprungen waren, ritt er fort, quer durch die Kunkelriiben.

Höhnisch lachend verschwand auch Tufaschi. Es möchte ihm wohl nicht gehörer erscheinen, jetzt, wo mein Vater bei Bestimmung war, noch länger in dessen Nähe zu bleiben. Wir waren allein. Mein Bruder, der sich irgendwo versteckt gehalten haben müsste, war auch wieder aufgekommen.

„Michal, du bist ein wahrer Engel.“ „Michal, du bist ein wahrer Engel.“ Ich schaute auf und sah, daß sie mich mit einem Lächeln ansah, das mir warm wurde. „Michal, du bist ein wahrer Engel.“ Ich schaute auf und sah, daß sie mich mit einem Lächeln ansah, das mir warm wurde.

Ach, wie stark war meine Mutter. Sie hatte nicht nur mich zu tragen, sondern den langen, langen Weg fast auch meinen Vater, der jeden Augenblick umzufallen drohte. Sie hatte mich zur Erde niedergelassen, damit ich gehen sollte, aber ich war steif wie ein Stock, vermoderte die Glieder nicht zu führen. Sie mußte mich darum wieder auf die Arme nehmen.

Endlich, endlich kamen wir schließlich im Dorfe und zu Hause an. Unser Wohnhaus war eine zerfallende, ein paar Schritte lange und breite, niedrige Lehmhütte. Und doch, wie unheimelnd erschien mir an jenem Abend ihr einziger, dielenloser Wohnraum, wie unheimelnd die Strohschüttie, das Lager meines Bruders und das meine. Während meine Mutter mich auf diese Strohschüttie niederließ, sank der Vater auf ein rohgezimmertes Bett an der gegenüberliegenden Wand. Die Mutter aber sorgte zuerst für mich, sie zog mir die feuchten Kleider ab, trocknete mich, legte mich sanft auf das Skeph und deckte dann mehrere Kissen über mich. O, unsere Kissen! Damit prahlte ich immer bei den Nachbarkindern. Wir hatten deren sechs. Gewiß kam das daher, daß meiner Mutter Eltern früher viele Gänse gehabt hatten. Dann machte die Mutter Licht. Unsere Lampe war eine Flasche, deren Korkverschluß durchloht war. Durch das Loch ging ein Docht. Die Lampe war nicht schön und sie qualmte sehr, aber bessere Lampen hatten auch alle Nachbarsleute nicht.

Mein Bruder hatte unterdessen Feuer angezündet. Der von Steinen errichtete Ofen in

der Ede qualte auch sehr, wenn man Feuer in ihm machte. Aber wenn der Rauch auch sehr in die Augen biß, so wärnte er doch auch, und wenn das Feuer erst richtig prasselte, dann zog der Rauch durch den Rauchfang oben ab. Die Mutter setzte nun einen großen Kessel über das Feuer. Der Kessel war fast bis an den Rand mit Wasser und ungeschälten Kartoffeln gefüllt. Dann lämmerte sich die Mutter um den Vater. Sie zog ihm die Jacke aus, wobei der Vater auf die Bühne biß, daß sie laut knirschten. Sie blickte ihn an. Ach, wie sah er aus! Über sein Gesicht zogen sich viele rote und blaue Strähnen. Auf der Stirne hatte er eine große Brustle. Und seine beiden Arme . . . In Gebeten hing die blutige Haut von ihnen herab.

mitte daher unter den Mitten und hielt mich mäuschenstilli, obwohl auch ich große Schmerzen hatte. Mein ganzer Körper braunte; ich fühlte, daß noch viele Dornen in meinen Gliedern steckten. Ich sah es nicht, ich hörte, wie meine Mutter des Vaters Wunden wusch, wie sie sie verband.

Ich hörte bald darauf das kochende Wasser brodeln. Obwohl ich großen Hunger hatte, stellte ich mich fest schlafend, als meine Mutter das mich deckende Kissen fortnahm, damit ich essen sollte. Ich täuschte die Mutter, sie zog das Kissen wieder über mich, sie wollte gewiß meinen tiefen Schlaf nicht unterbrechen. Ich hörte den Bruder, die Mutter, selbst den schwer-verwundeten Vater essen und litt Tantalusqualen. Doch bald schlief auch ich wirklich fest ein.

Mitten in der Nacht erwachte ich, meinen Bruder hörte ich neben mir schnarchen, den Vater drüben leise stöhnen, ich merkte, daß er sich Mühe gab und lautes Stöhnen unterdrückte. Die Mutter hörte ich leise beruhigende Worte zu ihm sagen. Ich vermochte nicht gleich wieder einzuschlafen und horchte herzklöpfend auf das qualvolle Gestöhnen meines Vaters. Auch Worte kamen — stockend — murmelnd. Es schien seine größte Sorge zu sein, daß der Herr ihn aus der Arbeit gejagt hatte. Damit mußte auch die Hütte geräumt werden, schon morgen würden wir daran verjagt werden. Das alles hörte ich den Vater leise, stoßweise sagen. Darauf wußte die Mutter keine Antwort und keinen Trost zu geben. Eine Weile hörte ich nichts. Schon wollte ich einschlummern, als ich meinen Vater plötzlich laut sprechen hörte, es war, als ob er mit Gewalt die Worte hervorstoße: „Katrizima, ich gehe morgen früh zum Van, werde ihn bitten, auf den Knien bitten,

"mich weiterarbeiten zu lassen; glaubst Du Statzima, daß es etwas nützen wird?"

„Ich glaubte einen tiefen, tiefen Seufzer der Mutter zu hören. Dann flüsterte sie: „Ne, Michael, gehe zum Van, bitte ihn auf den Stufen, es wird etwas nützen, der Van ist gnädig! Du bist ja ein guter Arbeiter. Sage ihm, daß Du noch viel, viel mehr arbeiten willst, sage ihm, daß ich und Huboz (Caslob) viel mehr arbeiten wollen; sage ihm auch, daß Walef (Wilhelm) bald für ihn arbeiten kann; es wird etwas nützen!“ Dann wurde es still. Ich schloß wieder ein.“

Der Morgen graute, als meine Mutter mich weckte. Sieb sah ich, daß auch über ihr Gesicht sich zwei lange rote Striemen zogen. Die Mutter

Zann unterzog sie weiter meine Glieder, meinen Körper, holte eine Radel und begann die noch in meinem Fleisch steckenden Dornspitzen herauszuziehen.

O, welche Schmerzen ich da auszustehen hatte! Ich schrie und schlug nach ihren Händen; aber sie war unerbittlich und ließ mich nicht von mir ab, bis sie den letzten Dorn herausgezogen hatte. Dann legte sie mich wieder zurück auf die Strohschütte und stand minutenlang wissend, während ich herzbrechend schluchzte. Meinen neben mir schlafenden Bruder hatte mein Geschrei nicht aufgeweckt; er war gewiss sehr müde. Da schaute ich nach dem Bett meiner Eltern; nach dem Vater zu sehen, hatte ich erst in meinem Heißhunger und dann vor Schmerzen ganz vergessen. Das Bett war leer, der Vater fort. Meine Mutter sah meinen auf das Bett gerichteten Blick. Da ging eine furchtbare Veränderung mit ihr vor. Sie sprang auf mich zu, ergriff mich und schlug wie rasend auf mich ein. Sie schlug und schlug, als wolle sie mich totschlagen. Mein Geschrei weckte den Bruder, der entsetzt aussah. „Du, Du bist schuld," rief die Mutter, mich heftig schüttelnd und mich weiter schlagend.

„Rein, Mutter," heiste ich, „nicht ich, die Brombeeren waren schuld! Der Vater war schuld! Weshalb hat er mir die Mühe voll Beeren gebracht!“

Zu diesem Moment trat mein Vater in die Hütte. Auf seinem von Striemen durchzogenem Gesicht stand ein glückliches Lächeln.

„Ratrzimma,“ sagte er, „es hat geholfen, der Van will uns behalten, wir brauchen nicht fort!“

Die Mutter hatte von mir abgelassen. Sie faltete die Hände und sagte: „Yoga dzinfa!“*

* Gott sei Dank!

Sprüche und Widersprüche.*

Eine neue Erkenntnis muss so gesagt sein, daß man glaubt, die Spuren auf dem Dach hätten nur durch einen Zufall verfälscht, sie zu pfeifen.

Wenn wir einen Fehler längst abgelegt haben, werfen uns die Oberflächlichen den Fehler und die Gründlichen Inkonsistenz vor.

Um unverständlichen reden die Leute daher, denen die Sprache zu nichts weiter dient, als sich verständlich zu machen.

Der Unrechte glaubt an seine Echtheit. Und glaubte er, er würde nicht begreifen, wie man echt sein könne in einer Zeit, in der es wirklich niemand nötig hat, echt zu sein.

Auch die Dummheit hat Ehre im Leib, und sie weht sich sogar heftiger gegen den Spott, als die Gemeinheit gegen den Tadel. Denn diese weiß, daß die Kritik recht hat; jene aber glaubt's nicht.

Man kann über eine Null ein Buch schreiben, der man mit einer Zeile zuviel Ehre erweist.

Die stärkste Kraft reicht nicht an die Energie heran, mit der manch einer seine Schwäche verteidigt.

Die weißen Elefanten in Siam. Wer an das „Weißtum“ dieser Albinos glaubt, leidet ganz entschieden an Farbenblindheit; es ist ein ziemlich schmutziges Gelbgau, in das dieses fürstliche aller fürstlichen Tiere gekleidet ist. Doch lassen wir den „weißen“ Elefanten in dem durch tausendjährige Überlieferung erworbenen Anspruch auf diesen Namen ungestört. Als „Reich des Elefanten“ kündigt sich ja das Königtum dem Anfänger sofort in der siamesischen Flagge an, auf rotem Grund. Ein in weißer Kleiderwelt zeigt. Es ist bekannt, daß Elefanten-Albinos seit der ältesten Zeit sowohl in den brahmanischen als in den buddhistischen Ländern überaus geschätzt wurden. Das königliche Tier galt in seiner helleren Farbe als eine Art göttlichen Wesens; und die abergläubischsten Vorstellungen verbunden sich mit seinem „Weißtum“. Der weißer der Elefant, um so größer des Herrschers Glück. Wie um ein Königreich, so kämpften die brahmanischen, siamesischen und kambodschanischen Fürsten um den Besitz eines weißen Elefanten. Er war der Talisman ihres Glücks, und je mehr weiße Elefanten ein Herrscher besaß, um so höher stand er im Aufsehen der Völker. Man ging noch weiter und bestritt sich gegenseitig das Vorrecht, einen weißen Elefanten zu besitzen. Rämentlich war dieses „Vorrecht“ eine Quelle steter Feindseligkeiten zwischen Siam und Birma, und da nun glücklicher- oder unglücklicherweise die Wälder Siams an solchen Albinos reicher waren als diejenigen Birmas, so wurde dies der Anlaß zu unausgefeierten Einfällen der Birmanen. Die stolzeste Beute solcher siegreichen Einfälle waren immer die weißen Elefanten. Zur Zeit, da der französische Jesuit Bruguière Siam besuchte, besaß der Hof von Ayutthya sieben weiße Elefanten.

Die Nachricht von der Entdeckung eines weißen Elefanten wurde früher wie eine Siegesnachricht im ganzen Lande aufgenommen. Überall rüstete man sich, um dem weißen Gast bei seinem Eingang einen königlichen Empfang zu bereiten. Der weiße Elefant stand ja im Range nur dem Könige nach, und darum wurde auch der glückliche Entdecker sofort mit dem höchsten Landesadels belohnt. Der ganze Adel des Landes zog dem Tiere entgegen. Es wurden besondere Wege gebaut, um die Überführung an das Festland des Menam zu erleichtern. Das Schiff, das den Elefanten trug, war aufs herrlichste geschmückt. Die Kriegsgaleeren des Königs begleiteten dasselbe.

* Aus dem eigenartig geschriebenen, von reiser Persönlichkeit des Autors zeugenden Aphorismenbuch: „Sprüche und Widersprüche“ von Karl Kraus (München, Albert Langen, Pr. 1,50 M.).

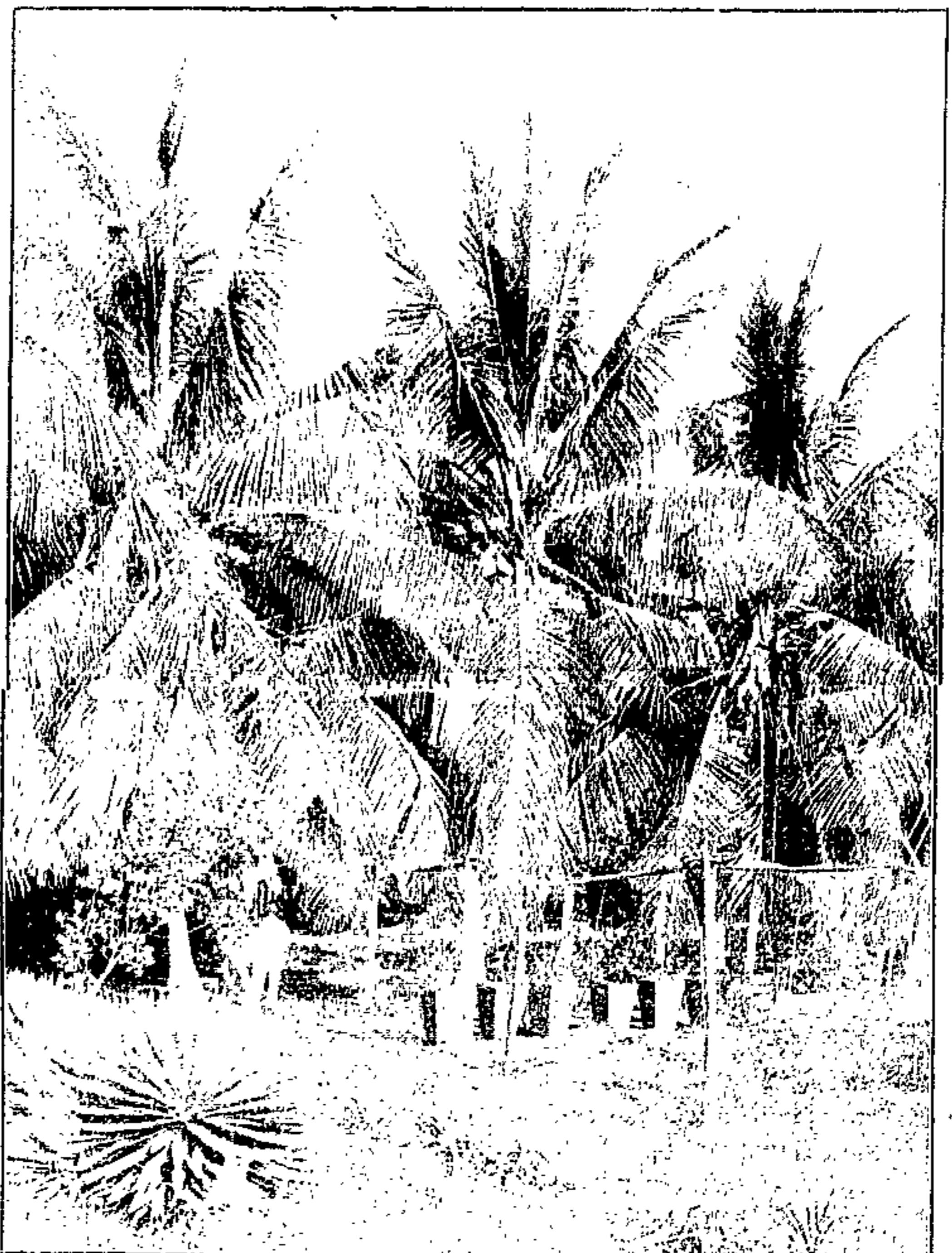
Unter Gebeleien und Gesängen wurde das Tier nach der Königsstadt gebracht. Der König und alle Prinzen erwarten den Zug am Landungssteig, und in festlichem Gepränge wurde der Elefant in die königliche Residenz gebracht, nachdem ihm zuvor kostbare Gaben geopfert worden. Bevor der Elefant die Königsstadt betrat, wurde an ihm die feierliche Weihe vollzogen. Am Eingang zur Stadt sind auf beiden Seiten des Weges Tribünen errichtet; dort sitzen in langer Reihe die etwas herabgeworfenen Sprößlinge der alten Geschlechter und besprengen unter lautem Gebeten das Tier. Ist die Ceremonie vollendet, so werden zum Ausdruck der Freude Tauben und anderes Geflügel in die Luft geschlendert und in Freiheit gesetzt. Nun wendet sich der stattliche Zug dem königlichen Palast zu, wo für den erlauchten Ankömmling in der Nähe des Königs ein eigener „Palast“ erbaut worden. Von dem Augenblick an, wo der weiße Elefant von seinem „Palast“ Besitz ergreift, wird er auch mit allen königlichen Ehren umgeben. Der große Baldachin, dieses in

schönsten Ercheinungen des hinterindischen Volkslebens. Die Seiten haben sich allerdings stark geändert, und der Ruhm des weißen Elefanten wird vor dem eindringenden Strahl der Zivilisation mehr und mehr in den Schatten der Unterwelt zurück. Nur in Siam steht sein Bild noch als glorreiches Wappen des Landes. Siam ist die letzte Hochburg seiner Herrschaft, jedoch deutet Zeichen der Zeit darauf hin, daß auch diese Hochburg bald zusammenbreche. Der glückliche Entdecker wird nicht mehr in den Adelstand erhoben, aber immerhin wird der Tiere noch ein festlicher Empfang von der ganzen Stadt bereitet. Die Straßen sind geschnitten, und die übrigen weißen Elefanten ziehen dem neuen Ankömmling entgegen, um ihn als königlichen Wend zu empfangen. Der weiße Elefant bleibt die „Schutzgeist“ des Landes, wenn auch ein recht dihäutiger.

Unsere Ausführungen entstammen dem ethnologisch und geographisch hochinteressanten Werk „Indische Fahrten“ von Joseph Dahlmann (Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung). Zwei Bände:

1. Von Peking nach Benares. Mit 110 Bildern auf 52 Tafeln und einer Karte.
2. Von Delhi nach Rom. Mit 270 Bildern auf 59 Tafeln und einer Karte. Broschiert 18 M., gebunden 28 M.

Das Werk bildet einen Bestandteil der Herderschen „Illustrir. Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“. Nachdem in dem letzten Jahrzehnt der ferne Osten, namentlich Japan und neuerdings wieder China, in den Vordergrund des allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Interesses getreten ist, beginnt auch durch die bekannten, in der Tagespresse genugsam erörterten Vorgänge für das alte Mutterreich Indien ein neues Zeitalter emporzusteigen. Neuerung und Erneuerung, in letzter Linie mit dem Endziel Loslösung von der europäischen Gewalttherrschaft — das ist die Lofsum, die in dem Märchenlande vom Norden zum Süden, vom Westen zum Osten erschallt. In der Tat nennt man Indien mit Recht ein Märchenland, denn nicht nur ist es märchenhaft schön und seine Geschichte vom Zauber märchenhafter Erinnerungen und Geschichten umwoben, sondern es teilt auch mit den Märchen der Literatur die Eigenschaft, daß so manches, was uns berichtet wird, schief, falsch, ja geradezu widersinnig ist. Da ist es denn mit doppelter Genugtuung zu begrüßen, daß gerade jetzt ein neues Werk über jenes Land erschienen ist, das in umfassender Weise eine objektive Darstellung und Beschreibung indischer Verhältnisse liefert. Der Verfasser hat sich bereits in mehreren Werken als ein gewandter und unterrichteter Schilderer der verwickelten Kultur zustände Asiens bewährt. Was er im vorliegenden Werk bietet, ist keine bloße Beschreibung im gewöhnlichen, d. h. oberflächlichen Sinne, sondern eine durch langjährige Studien auf den verschiedenen Gebieten der Indologie wohl vorbereitete Erforschung geographischer, politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse und ein Ver-



Rattanspalmen.

allen hinterindischen Ländern verehrte Symbol des Königtums, erinnert jeden Siamesen, daß er sich dem Elefanten nur wie einem Gliede der königlichen Familie nähern darf. Nachdem man huldvoll der königlichen Hoheit einige Ruhe gestattet hat, kommt der König, um dem Tier einen Namen zu geben, der es den Prinzen königlichen Geblüts gleichstellt. Später präsentiert sich dem neuen „Prinzen“ eine Gruppe von Tänzerinnen und führt zu seiner Belebung einen Kleigen auf, und damit er nach den Anstrengungen bald in füßen Schlummer versalle, spielt am Schluß eine Misch all derlei zarte Weisen.

Der Elefant hat seine „Priester“, die an seiner Seite beten, aber auch seine Tänzerinnen, die ihn erheitern. Erstere sind der Brahmanenkaste, letztere dem königlichen Corps de ballet entnommen. Zu der Vermenschlichung und Vergöttlichung ging man bis in unsere Zeit so weit, daß dem „klugen“ Tiere selbst Staatsangelegenheiten zur Beratung vorgelegt wurden. Sein Hingang war ein Staatsereignis und ein Gegenstand allgemeiner Landestrauer. Als vor wenigen Jahren ein Elefant verendete, blieben die Brahmanen drei Tage im Stalle, um den „Geist“ des erhabenen Toten in Empfang zu nehmen. Dieser Elefantenkultus gehört zu den befreund-

sich, die großen Probleme der geistigen Wiedergeburt der uralten Kulturvölker einer kritischen Beurteilung zu unterziehen. Wir folgen mit immer steigendem Interesse dem Verfasser auf seinen Fahrten von Peking über Kambodscha, Java, Siam, Birma und Kalkutta und weiter über Bombay, Delhi und Südinien nach Ceylon. In meisterhaften Schilderungen lernen wir diese Städte und Länder kennen. Wir werden bekannt gemacht mit dem Wesen und den tief innerlichen Zusammenhängen der indischen, chinesischen und japanischen Kultur, verfolgen mit Spannung das gewaltige Mingen des Buddhismus, des Brahmanismus und des Mohammedanismus. Auf seinen gefährlichen Fahrten hat der Verfasser Gelegenheit gehabt, durch eigene Beobachtungen die fremden Beobachtungen zu ergänzen. Ganz auf der Höhe zeigt sich Dahlmann in der Schilderung der zahlreichen Kunstdenkämler einer meist weit zurückliegenden Kultur. Er hat in den drei Jahren seiner Fahrten ganz besonders die eigenartigen Kunstverhältnisse gründlich studiert und so ist es denn nicht zu verwundern, daß das Werk einen so reichen und anziehenden Bilderschmuck enthält, wie kaum ein zweites uns bekanntes Buch über das indische Zauberland.

j. w.